

Geschwister im Glauben – Juden und Christen vor dem Kreuz

Predigt im Rahmen der Predigtreihe „Vor dem Kreuz“,

2. Fastensonntag, 05.03.2023, St. Petrus

Gen 12, 1-4a

Mt, 17, 1-9

Liebe Gemeinde,

Erinnern Sie sich noch, als Papst Benedikt gemeinsam mit vielen deutschen Bischöfen die Synagoge in Köln besuchte? Die Bischöfe, jeder mit seinem Pileolus auf dem Kopf, zwischen den jüdischen Männern mit ihrer Kippa. Welch ein anschaulicher Hinweis darauf, dass hier Brüder (in diesem Fall wirklich nur Brüder) zusammensitzen! Über dreiviertel unserer Heiligen Schrift, der Bibel, nimmt das so genannte Alte Testament ein, oder besser gesagt: das Erste Testament. Und wenn wir uns in der Kirche umschaun, unsere Liturgie betrachten, entdecken wir noch mehr Gemeinsamkeiten. Wir singen, wenn wir nicht gerade in der Fastenzeit sind, das Halleluja vor dem Evangelium und vor dem Tabernakel brennt ein Ewiges Licht als Zeichen der bleibenden Gegenwart Gottes im Leib Christi, so wie vor dem Thoraschrein in einer Synagoge. Aus der Thora, den fünf Büchern Mose auf einer Schriftrolle geschrieben, werden Texte singend vorgetragen, wie in unserem Gottesdienst das Evangelium an Festtagen. Und das Amen in der Kirche ist eigentlich das Amen in der Synagoge. Es ließen sich noch viele Beispiele aufführen über unser geschwisterliches Verhältnis zum Judentum. Aber das alles fließt zusammen in einem Kristallisationspunkt: dem Juden Jesus.

Nicht nur bei dieser Stelle, die wir gerade gehört haben, sondern im ganzen Matthäusevangelium begegnen wir als rotem Faden dem Bezug zur Geschichte Israels: es beginnt mit dem Stammbaum Jesu, der am Anfang steht; dann die Bedrohung durch Herodes, der dem Kind nach dem Leben trachtete, so wie

auch das Leben von Moses bedroht war. Und hier diese Bergszene, die wir gerade gehört haben. So wie Moses Gott auf dem Berg Sinai begegnet, so lässt Gott nun seine Stimme hören. Und Moses und Elija stehen Jesus zur Seite. Wie wenn uns Matthäus ganz eindringlich sagen möchte: „Er steht in der Tradition. Er gehört zum Volk Israel.“

Aber genau da, wo sich jüdische und christliche Tradition aufs Engste begegnen, ist auch die Bruchstelle, wo sich aus einer innerjüdischen Gruppierung eine christliche Kirche entwickelte. Wir wissen alle, wie dieses geschwisterliche Verhältnis über die Jahrhunderte hinweg fürchterlichen Deformationen erlebt hat, bis hin zum unermesslichen Schrecken der Schoah, dem millionenfachen Tod jüdischer Männer, Frauen und Kindern im Nationalsozialismus.

Gott sei Dank, stehen wir heute im Gespräch der Religionen an einem anderen Punkt. Jüdische und christliche Gläubige, die jeweiligen Theologinnen und Theologen fragen nach Gemeinsamkeiten und den Unterschieden und nach dem, was wir voneinander lernen können. Was wäre das, auf was wir uns gegenseitig aufmerksam machen könnten angesichts des Kreuzes?

Für mich steht da an erster Stelle das Ringen mit Gott. Auch in der Leidensgeschichte, wie Matthäus sie schildert, begegnet uns Jesus als jemand, der aus jüdischer Frömmigkeit lebt. „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen“, seine letzten Worte, ein Zitat aus Psalm 22. Es ist eine massive Anfrage an Gott. Solche Anfragen begegnen uns häufig in den Psalmen. Das ist für unsere Ohren manchmal ungewohnt, dass man so mit Gott streitet. „Hast Du vergessen, dass Du barmherzig bist?“, heißt z.B. es in Psalm 77. Gott sein Leid klagen. Aber auch Gott anklagen, ihn anfragen, nach seiner Treue fragen, das erleben wir immer wieder im jüdischen Gebetbuch der Psalmen. Aber auch das andere entdecken wir. Im Psalm 131 heißt es von jemand, der im Vertrauen auf Gott lebt: „wie ein gestilltes Kind bei seiner Mutter, wie das gestillte Kind so ist

meine Seele in mir.“ Es ist ein so vielfältiges Gottesbild, das uns im Ersten Testament begegnet, dass wir uns davon immer wieder ansprechen lassen können, wenn wir uns über unsere eigene Vorstellung von Gott bewusst werden wollen. Gerade diese mütterliche Seite Gottes, in dem meine Seele wie ein gestilltes Kind ruhen kann, kommt öfters zur Sprache. Auch der Zorn Gottes, ja. Aber was wir als Christinnen und Christen ein für alle Mal zu lernen haben ist, dass dieses Klischee, das Erste Testament sei von einem strafenden Gott geprägt, während uns Jesus den liebenden barmherzigen Gott nahebringt, völlig schief ist. Nicht einmal das Bild, das gerne kolportiert wird, dass Jesus, indem er von Gott als „Abba“ / Vater spricht eine bis dahin nicht gekannte Nähe zu Gott lebt, hält einer gründlichen Betrachtung stand. „Abba“ war damals bis heute für betende jüdische Menschen eine gebräuchliche Anrede an Gott. Man könnte einwenden, dass diese ganzen Bilder von Gott, die hier zum Tragen kommen, sehr menschlichen Vorstellungen entsprechen. Mag sein. Aber das Entscheidende dabei ist, dass es um eine Beziehung geht; eine Beziehung, in der sowohl das Vertrauen, das Geborgensein, aber auch die Klage, das Fragen, ihren Platz haben.

Mit Blick auf den Juden Jesus kann noch etwas anderes unseren christlichen Glauben vertiefen. Das Volk Israel hat eine Geschichte mit Gott. Wir haben in der Lesung eine der zentralen Erzählungen gehört, die zu diesem Glaubensverständnis gehören: Abraham, der Urvater von Juden, Christen und Muslimen bricht auf. Er vertraut auf Gott und wagt sich in Neuland. Ähnlich werden die versklavten Israelitinnen und Israeliten Jahrhunderte später den mühsamen Weg in die Freiheit gehen. Und immer wieder wird auf diese Anfangsgestalten Bezug genommen, Abraham, Isaak und Jakob, und auf die Erfahrung der Befreiung. Davon leitet sich ab, dass Gerechtigkeit und Friede herrschen sollen im

Land, hier und jetzt. Weil es die Antwort des Menschen auf Gottes Befreiungsthat ist. Dazu liegt sein Segen auf dem Volk. Deshalb hat er es herausgeführt in ein neues Land. Es ist die Rolle der Propheten wie Elija, daran zu erinnern. Deshalb ist es für gläubige Juden auch kein Problem, Jesus als Rabbi, als Lehrer zu sehen. Im Grunde macht er nichts anderes, als daran zu erinnern, wozu denn die Thora, das Gesetz des Mose formuliert wurde; immer wieder zu vertiefen, worum es im Kern geht. Aber nach seinem Tod in ihm den Messias zusehen, dessen Wiederkunft erwartet wird; der das Friedensreich errichten wird, das würde den Gottesglauben zutiefst erschüttern.

Neben der Erfahrung der ersten Jüngerinnen und Jünger, war es die Theologie des Paulus, der in diesem gottverlassenen, schmachvollen Tod die Weisheit Gottes am Werk sah. „Denn das Törichte an Gott ist weiser als die Menschen und das Schwache an Gott ist stärker als die Menschen“ schreibt er im 1. Korintherbrief. Unsere jüdischen Geschwister können diesen Schritt nicht mitgehen. Und auch für uns Christgläubige bleibt es, wenn wir uns mit unserem Glauben auseinandersetzen, immer ein Stachel im Fleisch. Aber wir können uns alle an der einen Stelle wieder treffen: das wir gemeinsam das Reich Gottes erwarten.

Denn auch für uns hat es in der Auferweckung Jesu erst seinen Anfang genommen. Und so erhoffen wir es gemeinsam. Aber nicht mit Händen im Schoß. Abraham, Mose, Jesus, sie haben uns ins Stammbuch geschrieben, was zu tun ist. Wir sollen Segen sein, wir sollen Licht sein. Wir bauen keine Hütten, um uns in unserer jeweiligen religiösen Tradition einzurichten. Sondern wir steigen herunter von dem Berg der Verklärung, wo auf uns die Mühen der Ebene warten. Aber auch Gottes Gegenwart, bis sie alle und alles umschließt wird.